

(Nachdruck verboten.)

## 90) Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Nein, ist Dir je so was vorgekommen?“ rief Pete. „Sieh nur das Kind an. Sie weiß, daß es eine Muschel ist. Wahrhaftig, das weiß sie. Und immerfort kriecht sie herum — vom Morgen bis Abend. Ich will Dir mal was zeigen, Phil! — etwas Hübscheres giebt's nicht in der Welt.“ Er kniete nieder und streckte die Arme aus. „Komm her, Kleiner Strandläufer. Rüste den Stuhl da etwas näher heran — so ist's recht. 's ist gut, daß Nancy nicht hier ist. Sie würde gleich wie ein Wexter dazwischen fahren. Geht aber wunderbar um mit Kindern; und wenn jemand jetzt eine Wärterin brauchte — das Herz einer Stiefmutter ist kalt — doch Nancy's? Meiner Treu, man braucht nur über die Gede nach ihrem Lämmchen zu sehen, so fährt sie gleich wie ein Erdbeben darauf los. Steh jetzt hübsch fest, Kitthy, steh fest, Liebchen! Die Frau hat übrigens recht, die Beine der Kleinen sind wie von Fischbein. Komm nun, mein Schätzchen, komm!“

Pete hatte das Kind mit dem Rücken gegen den Stuhl gestellt und dann, sich vorwärts beugend, die Arme nach ihm ausgestreckt. Das Kind machte schwankend einen Schritt in den unermeßlichen, meterlangen Raum, der zwischen ihnen lag, blickte zurück auf den unwiederbringlich verlorenen Stuhl, sah nieder auf den festen Fußboden, stürzte dann mit ängstlichem Lachen vorwärts und fiel in Petes Arme.

„Bravo! War das nicht schön, Phil? Ist nicht der erste Schritt eines Kindes das Reizendste, was es auf der Welt giebt? Noch einmal, Kitthy, mein Schätzchen. Doch diesmal geh zu Deinem neuen Vater. Ruhig, jetzt, ruhig!“ sagte er tief aufatmend. „Sieh mir erst einen Fuß!“ er erstickte sein Schluchzen. „Noch einen, Liebling!“ dabei versuchte er zu lachen. „Und nun dreh Dich um. Eins — zwei — Dist Du fertig, Phil?“

Philipp streckte seine langen, weißen Hände zitternd aus.

„Ja,“ sagte er mit unterdrücktem Stöhnen.

„Drei, vier — fort mit Dir!“

Die Finger des Kindes berührten Philipps Hände, man sah es wieder zögern — dann ängstlich lachend vorwärtsstürzen — und das Kind war in Philipps Armen. Er beugte den Kopf zu ihm nieder, er drückte es an sein Herz.

Nach einem Augenblick rief Philipp, ohne die Augen zu erheben: „Pete!“

Doch Pete hatte sich leise aus dem Zimmer gestohlen.

„Pete, wo bist Du?“

Wo er war? Er war draußen auf der Straße und weinte wie ein kleiner Junge — nein, wie ein Mann — bei dem Gedanken an das Glück, das er da oben zurückgelassen.

### XIX.

Die Stadt Peel war an jenem Abend in großer Aufregung. Es war der St. Patrickstag, und die Makrelenflotte sollte Kinsale verlassen. Hundertundfünfzig Boote lagen im Hafen, jedes mit einem Licht im Kompaßhaus; in der Kajüte brannte ein Feuer, Rauch stieg aus dem Schlot und die Segel waren halb beigelegt. Es wehte eine lebhaftige Brise aus Nordwest bei frischer See, und die Luft war voll Salzgeruch. Sobald die Flut eintrat, fingen die Boote an, den Hafen zu verlassen. Frauen, Kinder und alte Männer liefen um die Wette bis ans Ende des Hafendamms. Mütter sahen ihre Söhne, Weiber ihre Männer, Kinder ihre Väter, Mädchen ihre Burschen absegnen — unter Scherzen, Lachen und freudigen Zurufen.

Eines der Mädchen machte die Bemerkung, daß die Männer die Insel gerade bei Einsetzung des neuen Gouverneurs verlassen. Sofort fingen sie an, daraus ein Spiel zu machen, indem sie thaten, als ob sie den Gouverneur selbst zu wählen hätten.

„Für wen werden Sie stimmen, Mr. Quayle? — „Nun, für Decmister Christian natürlich.“ — „Werfen Sie uns Ihr Lau zu, damit wir Ihnen dafür einen Hund geben können.“ — „Vorwärts, drauf los, ihr Mädchen.“ Das Lau wurde um

einen Anbindepfahl auf dem Quai geworfen, zwanzig Mädchen erfaßten es und das Boot flog nun wie eine Möwe am Hafendamms vorbei, um die Schloßfelsen herum, wo der Nordwestwind es vor sich her trieb.

„Viel Glück, Harry!“ — „Bring 'nen Haufen Geld mit bei der Heimkehr, Sem!“ — „Schreib uns einmal — vergiß es nicht.“ — „Gute Nacht, Vater!“

Hier gab es kein Weinen, keine Spur von Thränen, nichts als frische, junge Gesichter, helle Augen und schallendes Gelächter, als die Boote eins nach dem andern hinausglitten in das frische, grüne Wasser der Bucht, wo der Wind sie erfaßte und sie in die Nacht hinaustrieb. Selbst die Hunde auf dem Quai sprangen fröhlich herum und bellten, als ob sie vor Freude toll würden.

Witten durch das fröhliche Gedränge kam ein Mann in einer Matrosenjacke nach dem Hafen gegangen; er trug einen weichen Hut mit breiter Krämpe und ein kleiner mißgestalteter Hund folgte ihm auf den Ferse. Einen Augenblick stand er still, wie verwirrt von dem seltsamen, mitternächtigen Schauspiel, das sich vor ihm entfaltete. Dann schritt er an den jungen Leuten vorbei und hörte eine Weile ihrem Geschwätz und Gelächter zu. Niemand sprach ihn an, und er sprach mit niemand. Sein Hund blieb immer dicht hinter ihm. Wenn ein anderer Hund in jugendlicher Ausgelassenheit um ihn hersprang, und bellte, so knurrte und schnappte er nach ihm und froh dann bis zu den Füßen seines Herrn und sah aus, als schämte er sich.

„Dempster, Dempster! wirst etwas alt, he?“ sagte der Mann. Nach einer kleinen Weile ging er ruhig wieder fort. Niemand vermischte ihn, niemand hatte ihn beobachtet. Er kehrte zur Stadt zurück. In einem Bäckerladen, der ausnahmsweise wegen der Abfahrt der Flotte noch offen geblieben war, kaufte er einen Schiffszwieback. Mit diesem kehrte er längs des Ufers nach dem Hafen zurück. Durch die Schlippe beim Raketenhaus begab er sich an den Strand hinunter und suchte unter den Stiefeln, bis er einen wie eine Hautel geformten Stein fand, der breit an den Enden und schmal in der Mitte war. Dann ging er zurück nach dem Quai. Der Hund folgte ihm und beobachtete ihn unablässig.

Das letzte der Boote war inzwischen draußen in der Bucht. Man sah deutlich im Mondschein, wie sich die grün aufleuchtende Woge an seiner Bindvierung brach. Jemand brachte ein Licht auf das Deck und der riesige Schatten eines Mannes wurde auf das neue Raafegel geworfen. Anrufe und Antworten ließen sich über dem Klatschen der Wellen vernehmen. Dann fing eine junge, frische Stimme im Boote zu singen an: „Liebliche Mona, leb wohl, leb wohl!“ Die Mädchen fielen ein, und nun sangen sie es sich wechselweise Vers und Vers zu, die Mädchen vom Quai aus und die Männer auf dem Boot über das Meer weg.

Ein alter Fischer stand außerhalb des Gedränges mit einem kleinen Mädchen auf der Schulter.

„Sie gehen diesmal nicht mit nach Kinsale, Kamerad?“ fragte hinter ihm eine Stimme.

„Nein, Herr. Ich habe das seiner Zeit auch mitgemacht. Dreißig Jahre und mehr bin ich dabei gewesen. Doch nun ist's zu Ende mit mir.“

„Ja, so geht's nun einmal. 's ist jetzt an den Jungen die Reihe. Laßt sie nur singen, und Gott segne es Ihnen. Wir brauchen uns aber auch nicht zu grämen — wie? Eins bleibt uns ja immer noch übrig — wir können uns an das Vergangene erinnern, und das ist ein Trost, nicht wahr?“

„Ich thue es immer,“ sagte der alte Fischer.

„Trotz allem ist es eine gute Sache gewesen, zu leben, und wenn unser letztes Stündlein kommt, wird es auch wieder keine so verdammt schlechte Sache sein, zu sterben. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Kamerad?“

„Freilich, Herr, freilich.“

Das letzte Boot war jetzt um den Schloßfelsen herum, sein Topfegel wurde kleiner und verschwand. Auf dem Quai war das Singen zu Ende, und die Frauen und Kinder wendeten sich nun mit traurigen Gesichtern wieder der Stadt zu.

„Nun, was giebt's?“ hieß es hier und da, „war's denn nicht herrlich? War es etwa nicht schön? Und was weint Ihr denn drüber?“



Die Mädchen lachten einander mit nassen Augen an und gingen mit müden Schritten davon. Die Mütter nahmen die Kinder auf den Arm und brachten sie weinend nach Hause; die Alten schleppten sich mit hängenden Köpfen und schweren Füßen hinterdrein.

Als alles fort war und der Hafenmeister seinen letzten Rundgang gemacht hatte, ging der Mann mit dem Hunde ans Ende des leeren Quais und setzte sich dort auf den Anbindebloß, um den man vorhin die Tawe gewunden hatte. Es war jetzt ganz still. Die Stimmen, das Singen, das Lachen — alles war verstummt. Man hörte nichts weiter als das Rauschen der Flut, die zwischen dem Hafendam und dem Schloßfels wie ein gewaltiger Strom hinschob.

Der Mann sah seinen Hund an, bückte sich zu ihm nieder und gab ihm den Schiffszwieback zum Abendessen, dabei streichelte und liebte er das Tier. „Dempster, guter Kerl! Dempster, wirst du alt, he? Wir sind weit mit einander herumgewandert, nicht? Bist ein wenig müde geworden? Könntest eine schwere, lange Reise nicht mehr ertragen. Und doch ist das Scheiden auch schwer, o, gar so schwer!“

Er nahm den Stein aus der Tasche, band ihn an das eine Ende des Strides, machte eine Schlinge an das andre Ende, streifte sie dem Hunde über den Hals, hob ihn ohne weiteres mißsam dem Steine auf und warf ihn über den Damm. Das alte Tier stieß im Hinunterfallen einen kläglichen Schrei aus — das Wasser spritzte auf und strömte dann rasch weiter, am Hafendam vorbei.

Der Mann hatte sich weggewendet und ging schweren Schrittes am Quai hinunter.

XX.

Die Nacht war Philipp unter peinlichen Gedanken vergangen. Es schien, als ob sich die ganze Welt verschworen hätte, ihn von der Ausführung seines Vorsatzes zurückzuhalten. „Du sollst nicht.“ war die Aufschrift, die ihm überall entgegen sah, wohin er blickte. Vier Personen hatten sein Geheimnis kennen gelernt, und alle vier waren bemüht gewesen, es zu verbergen. Zuerst der Kanzleidirektor, der bei verschlossenen Thüren den Scheidungsprozeß geleitet hatte; dann Pete, der das Aergerniß nach allen Seiten hätte ausschreien und ihn von seinem Plage herabreißen können, der es aber vorzog, zu schweigen und sich unbemerkt fortzustehlen; ferner Cäsar, dessen fürchtbare Selbsttäuschung eine Bürgschaft für seine Verschwiegenheit war, und endlich Lante Nan, deren Fürsorge für Käthes leibliches Wohl den Zweck gehabt hatte, der Notwendigkeit einer Entdeckung vorzubeugen. Sie alle hatten ihn bedeuten wollen, sei es aus Neigung oder aus Furcht: „Schweige still, sage nichts. Das Vergangene ist vergangen; es ist tot und begraben. Geh weiter auf deiner Laufbahn. Sie hat eben erst angefangen. Welches Recht hast du, sie aufzugeben? Die Insel blickt auf dich und harret deiner. Vorwärts! Sei stark!“

Doch es war zu spät; diese Erwägung konnte ihn nicht mehr bestechen, diese Versuchung besaß keine Gewalt mehr über ihn. Er hatte bereits die unabänderlichen Schritte gethan — sein Weg war ihm unviderrusslich vorgezeichnet. Er konnte nicht mehr zurück.

Doch welch fürchtbare Strafe, vor der ganzen Insel die Täuschung offenbaren zu müssen! Welche Qual würde ihm der Augenblick bereiten, in welchem jedermann erfuhr, daß er die Welt hintergangen hatte! Daß er ein Betrüger, ein übertünchtes Grab sei! Jedem Schritt, den er bei seinem raschen Emporkommen gethan, war ein Mensch zum Opfer gefallen, der ihn nur allzu sehr geliebt hatte. Zuerst Käthe, welche seine Deemsterschaft ins Verderben gestürzt, und jetzt Pete, der den Preis zahlen mußte, den seine Erhebung zum Gouverneur kostete.

Er sah im Geist die kalten Blicke der Stolzen; er hörte die Verwünschungen der Getäuschten; er fühlte die brennenden Thränen, welche alle wahrhaftigen Seelen über den Niedergang eines so verheißungsvollen Lebens weinen würden. In der wahnsinnigen Angst dieser letzten Prüfungsstunde schien es ihm, als ob er nicht gegen die Menschen und die Welt, sondern gegen den Teufel zu kämpfen habe, der jene benützte, um solche bittere Fronie mit seiner Stellung zu treiben — der ihn mit weltlichem Ruhm zu bestechen suchte, damit seine Seele auf ewig der Verdammnis anheimfalle.

Und daraus entstand eine Versuchung, die ihm am nächsten lag — die Versuchung, der Heimat den Rücken zu kehren und die Flucht zu ergreifen. Es war Mitternacht. Der Mond be-

schien die weite Meeresfläche. Seine Seele war matt und kraftlos, wie das Wasser zur Zeit, wenn die Ebbe vorüber ist und die Flut noch nicht wieder begonnen hat. O, wer doch alles hinter sich lassen könnte — die Schande mißsam dem Ruhm!

Das war gerade der Augenblick, da die Mädchen auf dem Peeler Quai das Lau für die Männer im Boote zogen, die allesamt für Christian stimmen wollten.

Die Beängstigungen im Schlafe waren noch größer. Er glaubte in Castletown zu sein und heimlich an den Mauern des Schlosses herumzuschleichen. Verstohlen blickte er nach dem Parlamentshaus hinauf und hinab nach dem Hafen, dann steckte er zitternd seinen Privatschlüssel in das Schloß des Seiteneingangs zum Ratszimmer. Die alte Pfortnerin hörte ihn durch den langen Korridor gehen und klapperte in den Holzpantoffeln zur Thür heraus mit einem Licht, das sie mit der Hand beschattete. „Ich habe etwas vergessen,“ sagte er. — „Verzeihung, Euer Gnaden, erwiderte sie und machte eine tiefe Verbeugung. Er öffnete geräuschlos die kleine Thür, welche aus dem Ratszimmer zu den Gefängnissen führt, doch in dem dunklen Schatten der Treppe rief ihn der Schließer an: „Wer da? Halt!“ — „Still, der Deemster!“ — „Bitte Euer Gnaden um Verzeihung.“ — „Zeigen Sie mir die Frauengefängnisse.“ — „Hierhin, Euer Gnaden.“ — „Ihre Zelle.“ — „Hier, Euer Gnaden.“ — „Den Schlüssel. Ihre Laterne. Gehen Sie nun in die Wachtube zurück.“ Er war bei Käthe. „O, mein Herz, mein süßes Herz!“ — „Geliebter!“ — „Komm, laß uns fliehen von der Insel. Ich kann dem Sturm nicht Trost bieten. Ich glaube, ich hätte Kraft genug — aber ich kann es nicht. Auch hab' ich das Kind. Komm!“ — Und Käthe antwortete: „Ich würde mit Dir gehen, Philipp, wohin es auch wäre — überall, überall hin! Ich brauche nichts weiter als Deine Liebe. Wäre dies aber würdig eines Mannes, wie Du? Verlaß mich! Wir sind schon zu tief gefallen, um noch tiefer ins Verderben zu gehen. Hebe Dich weg von hier, gehe fort!“ Und er schlich beschämt aus der Zelle vor der zornigen Liebe, die ihn vor sich selbst zu retten suchte. Er, der Deemster, der Gouverneur, stahl sich davon wie ein Hund.

Es war nur ein Traum. Als er erwachte, sangen die Vögel und der Himmel blaute über dem Meere. Die Versuchung war vorüber; sie lag unter seinen Füßen. Er konnte nicht länger zaudern; sein Becher war übervoll — er wollte ihn bis auf die Hefen leeren!

Jem-y-Lord kam ganz voll Neuigkeiten. Die Stadt war mit Flaggen geschmückt. Man wollte einen allgemeinen Festtag feiern. Eine große Tribüne war auf dem Rasenplatz vor dem Gerichtshaus errichtet worden. Das Volk wollte sich nicht durch des Deemsters Weigerung abschrecken lassen. Wer den Ehrenbezeugungen ausweichen wollte, war ja nur um so würdiger, gefeiert zu werden. Man gedachte dem neuen Gouverneur eine Adresse zu überreichen.

„Laßt sie nur, laßt sie gewähren,“ sagte Philipp. Jem blickte verwundert auf. Das Gesicht seines Herrn hatte einen so sonderbaren Ausdruck.

„Soll ich Sie heute fahren, Excellenz?“  
„Ja, Jemmy. Es ist vielleicht das letzte Mal.“  
„Was fehlt nur dem Gouverneur? Ist die Aufregung doch zu stark für ihn gewesen?“

XXI.

Es war ein herrlicher Frühlingmorgen, lind und frisch, voller Duft und Farben. Neuer Ginster leuchtete von den Felsen, die Veilchen guckten verstohlen aus dem Grase hervor, über das frische Grün der Wiesen sprangen mutwillig die jungen Lämmer, und die Lerchen sangen in der klaren blauen Luft.

Als sie zur Stadt hinunter gelangten, herrschte dort ein lebendiges Treiben. In der Umgebung des Gerichtshauses war die Menge am dichtesten. Ein Polizeidiener gab dem Kutsher mit der Hand einen Wink, und Jem-y-Lord fuhr vor. Der Bürgermeister trat an den Schlag und verlas eine Adresse. Des eisernen Christians wurde darin gedacht und ihm der Name des „großen Deemsters“ gegeben; die Stadt war stolz darauf, daß der erste nantische Gouverneur der Insel in Ramsay geboren sei.

Philipp antwortete kurz; er beschränkte sich darauf, seinen Dank auszudrücken. Uuter lebhaften Hochrufen bewegte sich der Wagen weiter. Die Fahrt war von da ab ein langer Triumphzug. In der Sulby- und der Vallanghstraße gab es Flaggen und Volksgebränge. Von Zeit zu Zeit schlossen



andre Wagen sich an, bis sie eine lange Reihe bildeten. Der Bischof wartete am bischöflichen Palast; es wurde für ihn unmittelbar hinter dem Wagen des Gouverneurs Platz gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines Feuilleton.

— Ein Künstlerstreit. Zwei norwegische Maler, der bekannte Seceffionist und Symbolist E. Munch und sein künstlerischer Gegenpol, der sich stets im Rahmen der „typischen Tatsachen“ haltende, auf dem Kunstmarkt wohl angegriffene v. Dittlen, leben seit einiger Zeit in erbitterter Fehde. Diese führte öfter schon zu lehrhaften Wechselgesprächen, deren Ausartung zu Thätlichkeiten nur durch wohlmeinende Freunde verhindert wurde. Eines schönen Tages aber, so erzählt man den „Münchener Neuesten Nachrichten“, war Dittlen so unvorsichtig, vor seiner neu erworbenen Villa in Kasgardstrand Posten zu fassen, um seinen gegenüber wohnenden Widersacher ein wenig zu ärgern; nun war endlich der ersuchte Augenblick der Schlussrechnung gekommen. Der Impressionist erichien am offenen Fenster, in der einen Hand ein aufgeschlagenes Skizzenbuch, in der andren einen scharf geladenen Revolver von beunruhigendem Umfang, und forderte den tödlich erschrockenen Landschaftler auf, sich gütigst zehn Minuten ruhig auf dem Fleck zu halten, damit er eine hübsche Karikatur von ihm malen könne. Der „Typische“ kam der peinlichen Einladung mit schlotternden Knien nach, gelobte sich aber im stillen, blutige Rache zu nehmen. Als beide am nächsten Morgen auf öffentlichem Markte aufs neue zusammenprallten und Dittlen seinen Gegner zur Rede zu stellen veruchte, ergriff Munch, der darauf nur gewartet zu haben schien, Dittlens silberbezwingten Spazierstock und verabsolgte ihm eine ansüßliche Tracht Prügel. Die umstehende Menge konnte natürlich eine so schöne Gelegenheit unmöglich vorübergehen lassen und schlug alsbald mit vereinten Kräften teils auf die Dittlen zu Hilfe gerufene Polizei, teils auf Dittlen selbst los. Nachdem die allgemeine Valgerei eine Zeitlang fortgedauert hatte und mittlerweile eine entsprechende Anzahl Fenster Scheiben durch umherfliegende Steine, Bierflaschen und andre gefällige Geschosse eingeworfen war, fand es die Ordsbehörde von Kasgardstrand angezeit, mit kräftigerem Geschütz aufzufahren. Eine große Handvribe der Feuerwehr wurde heimlich nach einem nahegelegenen Hofe geschoben, dort mit Wasser gefüllt, worauf ein Diener der hl. Hermandad hinter einem schließenden Bretterzaune hinweg den Leitungsschlauch in Thätigkeit treten ließ. Bis auf die Haut durchnäßt, zog sich männiglich alsbald in seine Reviere zurück, während der unglückliche v. Dittlen spornstreichs zum Kadi lief, um diesem sein Leid zu melden. Damit war für einseitigen Waffenstillstand gesorgt. Die Christianiaer Künstler-Voböme hat es sich nicht nehmen lassen, Munch nachträglich eine besagteste Huldigung zu bereiten, während v. Dittlen sich bis auf weiteres damit begnügen muß, in sämtlichen Witzblättern der Residenz als Held des Tages verwendet zu werden. —

## Theater.

Schauspielhaus. „Die Heiterethei“, Thüringer Volksstück von Heinrich Welter. „Die Hochzeitsreise“, Tragikomödie in einem Aufzuge von Wilhelm Volters. — Doch einem, der Otto Ludwigs alte, behaglich-humoristische Thüringer Dorfgeschichten von der „Heiterethei“ lieft, der Gedanke kommt, wie hübsch es wäre, das prächtig-frische „Nordsmädt“ mit dem tanzmäßig hüpfenden Epigrammen, den lecken, selbstbewußten, eigenstimmigen Spottvögeln, der sich endlich doch in den Schlingen der Liebe fängt, lebhaft vor sich zu sehen, ihr munteres Gerede selbst mit anzuhören, zeugt ganz gewiß von keinem schlechtem Geschmacke. Es geht dem Leser nicht anders, wie all den Lundenbader Mannsleuten, vom federleichten Schneidereklein bis zu dem rauschlustigen, riesenstarken Fritz Holder; er muß an dem eigenartig reizenden Geschöpf verliebtes Wohlgefallen haben. Aber den Wunsch, die Phantasiestalt lebhaft zu sehen und zu hören, dadurch verwirklichen zu wollen, daß man das Mädchen samt all dem Kleinvolk, zwischen dem es sich in der Novelle bewegt, auf die Bühne bringt, das ist freilich ein arges Stück. Wer die „Heiterethei“ wirklich lieb hat, der hätte ihr dies Unrecht nicht antun sollen! Im Lampenlichte muß sie notwendig das beste persönlichste Teil ihrer Schönheit, körperlich und feilsch, verlieren. Was uns in sie verliebt macht, das ist die Liebe, mit der der Dichter selbst von ihr erzählt, die Liebe, die ihn hundert kleine, im Theaterbilde gar nicht wiederzugebende Züge erfinden läßt. Was bleibt von dem Gesichte der „Heiterethei“, wenn man das reizvollste darin, das immerwährende Erblichen und Wiedererlöfen vor Kraft, das Spiel der weisen, rasch in dunklere Färbung übergehenden „Druckfleden“, die jede feilsche Bewegung in den prallen, goldbraunen Wangen hervorruft, auslöscht? Es ist dies fast das Einzige, was Ludwig uns von ihrem Antlitze erzählt, aber ein Zug, so malerisch, so charakteristisch für die wogende, gesunde und leicht erregbare Kraft ihres Wesens, daß er mit vollem Recht in des Dichters Erzählung als eine Art Leitmotiv wieder und wieder kehrt.

Aus diesem Zug erschafft die Phantasie des Lesers das Antlitze deutlicher, als es bei einer noch so ausführlichen Einzelbeschreibung möglich wäre. Wie kläglich muß da jede Schauspielkunst, und wäre die Darstellerin die hübscheste, die schminkundigste und in jeder Beziehung eine Virtuofin der Nachahmung, hinter dem Originalbilde, das der Dichter zeichnet, zurückbleiben! Und wie ums Wenigere, so steht's uns Jmerliche der Gestalt. Das Beste in der Erzählung ist eben das, was jeder Bühnennachahmung sich von vornherein völlig entzieht.

Die „Handlung“ hat bereits in der Novelle an mancherlei Stellen etwas Schleppeendes, zuweilen selbst künstlich Konstruiertes. Auch scheint sie hier und da zu klein für die Länge der Erzählung. Aber der bilderreiche Humor, die Jmigkeit, die ebenso heitere wie tiefe Psychologie in der Charakterentwicklung der Heldin hilft leicht darüber hinweg. In der bequemen Schlenbergang hat seine eignen Vorzüge. Es eilt wirklich nicht so, daß die Heiterethei unter die Hande komme! Auf der Bühne ist alles anders. Wohl oder übel rückt da die „Handlung“ in den Vordergrund, und all das üppige, freie Phantasie-Gerank, das in den Rahmen dieser „Handlung“ nicht hineinpaßt, wird gekappt. In drei Akten, oder zweieinhalb Stunden, muß das Kunststück gelöst werden, daß die eigenstimmige Heiterethei dem eigenstimmigen Fritz Holder um den Hals fällt. Was zu diesem Schlusseffekt in Beziehung, ihn fördert oder ihn als feindliche Intrigue kreuzt, das muß, so oder so für Bühnenszwecke zurechtgestutzt, ins Stück hinein, was sich nicht stutzen läßt, bleibt eben draußen. Es ist ein unbarmherziges Knipfen, Biegen und Zusammenpressen. Kein Wunder, wenn Ludwigs frisch gepflügte Waldbäumen in diesem künstlichen Drahtstrauch so verwellt und dufflos erscheinen. In der Sache selbst, vielmehr als etwa in einem beiderseits individuellen Urgefühle des Herrn Welter ist das gründliche Mißlingen das Theatralisierungsversuches begründet. Eine „Bauernkomödie“, nicht besser und nicht schlechter als es ihrer zu Dutzenden giebt, ist so herausgekommen. Und die Heiterethei in diesem Werke sieht bei aller äußeren HeberEinstimmung von Worten und Handlungen sich selbst so wenig ähnlich, wie sie in der Novelle ihrer Schwester ähnlich sieht. Die Kraftproben, die Herr Welter sie auf der Bühne verrichten läßt, haben keine Spur von der naiven Ergöglichkeit der Schulborengeheißte, und der lachende, sorglose Hebermut, um den wir sie am meisten lieben, kommt in dem Gespinste der Theaterhandlung völlig zu kurz. Man weiß nicht recht, warum man sich für sie und ihre Heiratsgeschichte viel mehr interessiert sollte, als für die irgend eines Bronelli oder Marielli oder wie sonst brave und treuhätsche Heldinnen in Bauernkomödien heißen.

Was das Stück immer noch über Wasser hielt, war die Ausführung. Aus den Poffenfiguren der Ringwirtin und des angstvollen Schneidemeisters machten Frau Schramm und Herr Bollmer, was daraus gemacht werden konnte. Herr Stägemann war ein guter Fritz Holder, und Fräulein Lindner überraschte geradezu durch die hebe Kraft, mit der sie die Hauptrolle gestaltete. Das spröde Wesen, die Energie und der Trog kamen vorzüglich zum Ausdruck, nur mußte man eben nicht an das unnaheliche Urbild mit den goldbraunen Wangen und dem „immerwährenden Erblichen und Ervöten“ zurückdenken.

Der Veifall blieb nicht ohne Opposition. Auch die kleine dramatisierte Humoreske „Hochzeitsreise“, von Herrn Böttcher und Fräulein Hausner flott heruntergeplaudert, brachte es zu keinem Erfolge. —

Freie Volkshühne. „John Gabriel Borkman“, Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen. — Das vorgenannte Drama, dessen bedeutame Aufführung am letzten Sonntage im Retropol-Theater vor dem Verein Freie Volkshühne stattgefunden hat, nimmt unter Ibsens Werken eine besondere Stellung ein, sowohl in stofflicher, als auch in technischer Hinsicht. Zunächst frappiert diese großartige Tragödie des gründlich bankrott gewordenen Egoismus und kapitalistischen Menschheitsbeglückungs-Ideals durch das in ihr verkörperte Verhältnis zu früheren, überwundenen und zu neuen Lebensauffassungen und Idealen des Dichters. An Borkman zeigt er, daß selbst ein Verbrecher und Zuchthäuser nicht aufhört, eine feilsche und geistige Individualität zu sein und daß es, wenn auch in veränderter Form, eben wieder nur eine menschliche Gemeinheit ist, ihn mit allen seinen Rechten auf die Freiheit des Daseins gewissermaßen für vogelfrei zu erklären. So wirkt das Drama wie ein Tribunal, vor welchem Ibsen lange Jahre hinter dem geisthuten Verbrecher Borkmans diesen verteidigt. Ein zweites Merkmal bildet hier das Verhältnis der Geschlechter zu einander. Wir wissen ja, daß Ibsen in allen seinen vorausgegangenen Dramen den Frauen auch insofern eine besondere Stelle zuerkennt, als er gewöhnlich die Männer für das Los und Schicksal jener verantwortlich macht. Borkman läßt er dagegen das Weib als Spielverderberin brandmarken. Nicht eines sei gut und im Lebenskampf müsse mindestens jemand untergehen, ganz gleich wer. Als drittes Merkmal soll endlich Ibsens Stellung zur Natur hervorgehoben sein. Wie diese schon in der „Frau vom Meere“ und in der „Wildente“ geistlich und höhnend in das Leben seiner Menschen hineinragt, so läßt Ibsen auch Borkman in die freie Landschaft, als das Traumreich seiner einfügen Jugend hinaustraten und hier sein Leben enden.

Nun die Ausführung selber. Die drei Hauptrollen der Tragödie wurden durch drei hervorragende Darsteller ganz bedeutam ver-



körpert. Adolf Klein gab den John Gabriel Borkman. Schon die ganze wuchtige männliche Erscheinung imponiert. Borkman, dem selbst die harte Gefängnishaft nicht den Glauben an sich zu brechen vermocht hat, Borkman, der rücksichtslose Egoist, von dem eine eilige Kälte ausströmt, wenn er zu Menschen redet, und der sich zum enthusiastischen Trummer wandelt, sobald er seine dunkle Vergammsseele den Faktoren des Reichthums, der Macht zuwendet, Borkman endlich, in dessen napoleonischer Gewaltnatur doch nicht ganz die Erinnerung an feinere Gemütsregungen der Jugend und Liebe erloschen sind und der kurz vor dem Ende seiner Laufbahn noch schaffensfelig und siegestroh in die Welt hinausstrebt, bis er hier angefaßt der landschaftlichen Natur inmitten seiner neuen Lebensträume dahinsinkt: so stellt ihn Adolf Klein in seiner vollen Menschlichkeit vor uns hin. Wir müssen an ihn glauben und unser Herz wird ergriffen, daß der Held, ohne der Menschheit mehr nutzen zu sollen, wie ein kranker Wolf vom Dasein scheiden muß. Frau Elisabeth Scholz spielte die Frau Gumbel Borkman. Jeder Zoll war hier jener kaltherzige starre Egoismus, den Bösen in dies gegen den sündigen Mann und die trostlose Vergangenheit, gegen die Schwester um den einzigen Sohn und um ein mafeleines Zukunftsideal kämpfende Weib gelegt hat. Ella Reutheim, Frau Borkmans um ihr Liebes- und Lebensglück betrogene Zwillingsschwester, ist keine sympathische Gestalt, weil sie, an andren Bösen Frauen gemessen, eine auffallend schwache Verteidigerin ihrer weiblichen Herzensrechte ist und eigentlich nicht viel mehr sagt, was nicht auch andre Durchschnittsweiber mit ebenso aufrichtiger als banaler Wahrhaftigkeit sagen würden. Aber sie ist ganz Liebe und Hingebung. So hat sie Frau Alwine Wieke uns nahe gerückt und so vermögen wir ihr mit seelischer Anteilnahme zu folgen. Dort, wo Frau Wieke sich mit Borkman auseinandersetzt, dort, wo die beiden Frauen, dort, wo alle drei, jeder nach seinen innersten Beweggründen um den Besitz des Sohnes und Kessens überwältigend, obwohl vergeblich ringen: verspürte man den Flügelschlag des Höhengestes der edelsten Ewigleitstragödie; da wehte jener Schauer, der die Herzen erheben macht. Gleichwohl möchte ich doch vor einem gewissen pathetischen Ueber-schwang der Sprechweise, in welchen die beiden Künstlerinnen an Borkmans Leiche verfielen, warnen, weil dabei das hochtragische Moment allzuleicht Gefahr laufen könnte, ins komische Gegenteil umzufallen. Frau Fanny Wilton, von Frau Dörman v. Sülich dargestellt, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Rita Allmers in „Klein Ehoff“. Ich weiß aber doch nicht, ob, neben einem allzu auffälligen Anflug wienerischen Dialekts, nicht auch die vom Geiste der bösen Tragödie merklich entfernte Auffassung, welche Fanny Wilton durch die geschätzte Darstellerin erfuhr, etwas störend empfunden wurde. Auch die Auffassung und Wiedergabe des Wilhelm Fjoldal durch Richard Valentin möchte ich nicht als einwandfrei gelten lassen. Fjoldal ist, was er sein soll, ein passiver Charakter. Dennoch muß im Auge behalten werden, daß Bösen den Typus individualisiert hat. Auf die Individualisierung durch den Darsteller kommt es sonach an und es ist darauf zu achten, daß das Individuum durch eine allzu manirierte Gestaltung nicht zum Typus, geschweige denn zur Karikatur verflacht wird. Dennoch verdient auch das Gute, das geboten wurde, Anerkennung. Ein gleiches gilt von Richard Mehl als Erhard Borkman, obwohl der Drang des Sohnes aus dem ertlerischen Totenhause nach Freiheit und Liebe schärferer Herausarbeitung benötigt hätte. Fräulein Dittmar als Frida Fjoldal und Fräulein Löber als Stubenmädchen hielten sich brav. Regie und Inszenierung waren den Anforderungen des Dramas angemessen. Ich möchte aber doch aufmerksam machen, daß der Charakter der Dichtung als Wandlungs-drama in der vorletzten Scene durch eine wandernde Naturscenerie ungleich wirksamer in die Erscheinung treten würde. — e. k.

—n. Buntes Theater. — In Wolzogens Brettl hielten am Sonnabend die neuen Direktionsgewaltigen Oskar Strauß und Dr. Martin Jidel ihren Einzug. Sie können mit dem Erfolg der Eröffnungsvorstellung zufrieden sein. Freilich riß nicht Hugo Salus' Einakter den Abend heraus, sondern der eigentliche Brettl-Teil, den man für die neue Spielzeit schon halb als abgethan halten konnte. Die eigentliche Zugkraft des Abends war Tiny Senders; ihre Wiener Couplets fanden ungeheueren Beifall; der Dialekt, das süddeutsche Temperament und die Komik ihrer Vortragweise machten ihr den Erfolg leicht.

Von Hugo Salus' Einakter „Susanna im Bade“ konnte man einige Erwartungen hegen; wenigstens hätte man auf ein geschlossenes lyrisches Stimmungsbild hoffen dürfen. Doch nichts von alledem: eine roh zusammengebaute Scene wurde aufgeführt, ohne befriedigenden Abschluß, voll hohler, nichtsagender Phrasen. Zwei lästerner Richter haben Susanna, das schönste Weib der Ortschaft, im Bade beobachtet. Ihre unbefriedigten Sinne verlangen Rache. Als Richter und Moralhüter flagen sie fälschlich Susanna an, einen fremden Jüngling im Bade empfangen zu haben. Nach alter Sitte soll die Unzüchtige gesteinigt werden. Da erscheint der reine, fremde Jüngling — er verkörpert die Wahrheit — und befreit durch eine lange Rede Susanna vom Tode. Nun werden die beiden alten, lästernen Richter gefesselt und abgeführt. Der Jüngling aber zieht von dannen, ohne Dank noch Lohn anzunehmen. Marcell Salzer verkörperte vorzüglich den einen gelsten, grauen Burken. —

**Astronomisches.**

ei. Ein merkwürdiger Sonnenhof, der anfangs August im südlichen Norwegen beobachtet wurde, findet sich in der Londoner „Nature“ beschrieben. Es handelt sich um ein Naturschauspiel, wie es in dieser Art wahrscheinlich noch niemals in der wissenschaftlichen Litteratur verzeichnet worden ist. Die Himmelskunde spricht in dieser Beziehung eigentlich nicht von einem Sonnenhof, weil darunter doch nur ein einfacher Strahlenkreis um das Tagesgestirn zu verstehen ist, vielmehr ist für die besondere Erscheinung, von der hier die Rede sein soll, der Name Halo zur Anwendung gekommen. Ein Sonnenhalo ist ein nicht häufiges, aber sehr auffallendes Phänomen, bei dem sich in der Umgebung der Sonne leuchtende Kreise zeigen, die zuweilen noch durch das Auftreten von Nebenformen ausgezeichnet sind. Die Kreise erscheinen nicht nur um die Sonne als Mittelpunkt, sondern gehen auch in irgendwie symmetrischer Anordnung durch die Sonne hindurch. Der in Norwegen um die Mittagstunde beobachtete Halo hatte aber, wie gesagt, noch eine Besonderheit, die vermutlich sehr selten ist, indem die Strahlenkreise unsymmetrisch zur Sonne gruppiert waren. Zum Zustandekommen eines solchen Schauspiels gehören gewisse Witterungsverhältnisse, die zur Entstehung eines Dunstschleiers führen. Ein solcher war auch in jenem Fall vorhanden und zwar in dem Grade, daß die Sonne, obgleich ihre Scheibe deutlich erkennbar war, nur geringe Schatten zu werfen vermochte. In ihrer Umgebung stand zunächst ein leuchtender Kreis, dessen Linie durch die Sonne hindurchging, dann ein Kreis von gleicher Größe, der aber weder die Sonne traf, noch sie zum Mittelpunkt hatte; endlich innerhalb dieses Kreises ein kleinerer Kreis von etwa halber Größe, der um die Sonne geschlagen erschien, jedoch so, daß die Sonne wieder nicht genau in seinem Mittelpunkt stand. Die Strahlenkreise hatten einen sehr scharfen inneren Rand von orangeroter Farbe, die nach außen hin zunächst in Gelb und schließlich in ein bläuliches Weiß überging, worauf sie unmerklich in dem weißen Dunst des Himmels verschwand. Die Breite der Ringe war recht beträchtlich (von 1/2—2 Grad). Das Schauspiel änderte sich allmählich, indem zuerst der durch die Sonne gehende große Kreis langsam verschwand. Dann wurde der zweite große Kreis unsichtbar, und es blieb nur der kleine Kreis um die Sonne mit starker Leuchtkraft bestehen. Uebrigens war auch noch ein kleiner Vogen eines vierten Kreises deutlich erkennbar, der sich ganz außerhalb der Sonne befand und die Linie des kleinen Kreises von außen berührte. Das Wetter war fast gänzlich windstill. Nebenformen waren nicht sichtbar, jedoch erschienen die Ringe an einzelnen Stellen, und zwar namentlich an solchen Stellen, wo das Auftreten von Nebenformen zu erwarten gewesen wäre, eigentümlich verstärkt. Ein etwas ähnliches Schauspiel hat der amerikanische Astronom Professor Barnard im Frühjahr dieses Jahres in der Umgebung des Mondes beobachtet, jedoch bleibt die Eigentümlichkeit jenes Sonnenhalo darin bestehen, daß die Lichtkreise unsymmetrisch zur Sonne erschienen. —

**Humoristisches.**

— Aufklärung. Bauer: „Jag bist scho zwoa Woch'n da in Ernturlaub, aber g'arbat' hast no loan Stroach!“

Sohn: „Arbat'n? Dös giebt's scho lang nimmer! Der Ernturlaub is bloß desweg'n da, damit an Löhning und Verpflegungslosten g'part werd!“ —

— Der Grund. Ein Pfarrer bewirbt sich um eine Stelle. Er macht den üblichen Besuch bei den Bauern. In dem Garten des einen findet er eßbare Schnecken. Er macht den Bauern darauf aufmerksam und wundert sich sehr, als er sieht, daß die Leute dieselben nicht zu würdigen verstehen. Am Sonntag wird er einstimmig gewählt. Beim Hinausgehen tritt der Bauer auf ihn zu. „Herr Pfarrer, dat hew id maht.“

„Wieso, lieber Freund?“  
„Je nu, id hew de andern vertellt, See freten uns all dat Unstüg (Ungezieser) up.“ —  
(„Simplicissimus.“)

**Notizen.**

— Das Deutsche Theater will in dieser Saison eine Neueinstudierung von Goethes „Faust“ bringen. —

— Halbes „Jugend“ ist schon wieder einmal verboten worden: von der Censurbehörde in Laibach (Krain). —

— Bei der Konkurrenz, die das Josefstädter Theater ausgeschrieben hatte, um Stücke mit Rollen für Hansi Kiese zu erhalten, sind fünfundsünfzig dramatische Arbeiten eingelaufen; eine hatte fünfundsünfzig Akte. —

— „Rymond“, eine Oper des jungen Pianisten Raoul v. Koczalski, gelangt am 20. Oktober in Eberfeld zur Erst-Aufführung. —

— Die erste deutsche Centralstelle für Grundkarten ist an der Leipziger Universität begründet worden. Das neue Institut steht in Verbindung mit dem Seminar für historische Geographie. —

— Die Kälte, welche Fische vertragen. Putat hat durch Experimente dargethan, daß Fische bei einer Temperatur von — 20 Grad gefrieren und wieder vollständig lebendig werden können, sobald sie in ihnen zusagende Lebensverhältnisse kommen. —